

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

Traumata

Psychische Krisen
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2
Print ISBN 978-3-8498-1766-4
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

**DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks
Roman *Ärgert dich dein rechtes Auge.*
*Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey (1957)***

Ein Zeitalter auf Sinnsuche, eine Gesellschaft in mentaler Schiefelage. Hervorgerufen durch den rasanten Fortschritt der Technik, durch moderne, faszinierende, aber auch überfordernde, neue Lebensformen. Und alles im Angesicht der Apokalypse: Die Erfindung der Atombombe bedrohte die gesamte Menschheit, ein Nuklearkrieg schien in greifbarer Nähe. Er schürte nicht nur unter den konkurrierenden Machtblöcken einen Wettlauf der Waffensysteme, sondern auch allgegenwärtiges Misstrauen. Spionage und andere Geheimdiensttätigkeiten waren an der Tagesordnung:

Eine hektische Unruhe war in die Glieder der Menschen gefahren. Man blickte in Augen, die vor der eigenen Gier Angst zu empfinden schienen. Die meteorologischen Stationen prüften die Beschaffenheit der Niederschläge; sie maßen den Gehalt an Radioaktivität. Nicht überall war der Sommer so trocken gewesen wie bei uns. An den Polkappen schmolz das Eis. In den Wüsten regnete es. Ganze Provinzen standen unter Wasser. Viehherden ertranken. Zu Tausenden trieben die Kadaver in den schlammigen Fluten. Lawinen wälzten sich von Bergmassiven, die seit Jahrhunderten keinen Schnee gesehen hatten. Sommerfröste vernichteten in einer Nacht den Blütenflor paradiesischer Täler. Die Thunfischjäger der lusitanischen Küste waren brotlos, denn die Schwärme wanderten plötzlich auf anderen Straßen. Es gab andere Küstenstriche, wo Scharen von Schweinsfischen antrieben, verseuchte Butte, die hilflos im Strandwasser verendeten. Die Sardinenfabriken produzierten nicht mehr, denn das Fangmaterial ließ sich nicht konservieren. Auf den Gipfeln der Berge standen Sommergäste und beobachteten nervös das Spektrum unheimlicher Sonnenuntergänge. Man sprach von Wolken radioaktiver Staubteilchen, die auf den Bahnen der Ionosphäre die Erde umkreisten: Kondensationskerne künftiger Sintfluten. Die apokalyptische Literatur schwoll an. Man beschrieb das Grauen künftiger Atomkriege. Autoren, die bisher als harmlos gegolten hatten, ergingen sich plötzlich in den Schilderungen

makabrer neurotischer Prozesse. Die Dichtung verschrieb sich dem Welt-
ekel. Säulenheilige, Geißler und eingemauerte Eremiten wurden wieder
Mode. In utopischen Filmen verherrlichte man den Sex-Appeal bleige-
panzelter Radiologinnen, die sich mit sauerstoffrüsselbewehrten Raketen-
piloten in den Kratern lunarer Landschaften trafen. Man sprach von einer
schleichenden Degeneration der menschlichen Rasse: von Mutationen,
die unsere Enkel und Urenkel zu Bastarden machen würden. Die Mas-
sen fieberten in einer dumpfen Angst. Größer aber als die Angst war das
Gefühl der Ohnmacht. Man stürzte sich in den Strudel des Genusses, um
das Bewußtsein der Wehrlosigkeit zu ertränken. (S. 393f.)

In vielen weiteren, ähnlichen Szenen entwirft Heinrich Schirrnbecks
Roman *Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Tho-
mas Grey* (1957) Bilder eines allgemeinen Weltchaos. Der Autor selbst
sprach – mit Blick auf die Hintergründe des Romans – von einer »Kluft
zwischen den Denkformen«, die es zu überwinden gelte.¹ Es sei die
Aufgabe der »dichterischen Imagination«, die »Anforderungen, die eine
entfesselte Wissenschaft an unsere Vorstellungskraft stellt«, zu schlie-
ßen und die »Bewußtseinsmutation des Menschen, die von der Metho-
dik der Wissenschaft ausgegangen« sei, im »individuellen und sozialen
Felde« sichtbar zu machen.² Im Vorwort seines Essaybandes *Die Formel
und die Sinnlichkeit* (1964) ergänzt er, dass der technische Fortschritt zu
einer »Entsinnlichung aller traditionellen Lebensverhältnisse«³ beigetra-
gen habe.

In diese Situation wird die Hauptfigur des Romans, Thomas Grey,
hineingeboren. Er ist jedoch kein willenstarker Held, an dem die Wider-
sprüche der neuen Zeit abprallen, sondern – zeituntypisch – ein Idealist
und Träumer, der den Widerspruch von Technik und Mystik verstehen
und wennmöglich aufheben möchte. In Greys in der Ich-Form abgefass-
tem Bericht, der den genannten Roman bildet und den er, des Staatsver-
rats angeklagt, in einer Gefängniszelle schreibt, schildert er das Schei-
tern dieser Versuche und bettet diese in seine Lebensgeschichte ein – in
die Vita eines Sonderlings, der nie mit sich ins Reine gelangt ist:

Ich weiß, daß ich kein Dichter bin. Ich bin nicht einmal ein talentier-
ter Schriftsteller. Mein Bericht ist nur an den Stellen gut, wo ich meine

komplexen, meine zwiespältigen und hybriden Geisteszustände enthülle oder sie durch den Mund anderer enthüllen lasse. Ich weiß, daß mir das Einfache nicht liegt, weder im Leben noch in der Literatur. Und ich werde immer dem Komplexen verhaftet bleiben, dem Zwielfichtigen und Polaren. (S. 544)

Grey haftet von Anfang an die Aura eines indifferenten Charakters, einer gespaltenen Persönlichkeit an. Er selbst führt dies, zumindest teilweise, auf seine familiäre Situation zurück. Sein exotisches Außenseitertum bringt von der ersten Seite an eine gewisse Künstlichkeit ins Geschehen ein:

Ich heiße Thomas Grey und entstamme einer Familie begüterter Seidenhändler. In Antares, an der Via Aurelia, der jahrhundertealten Seidenbörse des Okzidents, steht noch heute, halb verfallen, der Palast meines Clans, ein düsteres, von Rissen durchzogenes Bauwerk, dem man den Reichtum nicht ansieht, der dort von vielen Geschlechtern gehortet wurde. Die Greys, obwohl bürgerlicher Herkunft, haben das Gebaren einer Dynastie. Kleideten sie einst die Höfe Burgunds und Habsburgs in Samt und Seide, so beliefern sie heute die Haute Couture und die Creme der Wallstreet mit ihren Gespinsten. Ihre dumpfen Paläste im Zentrum von Antares sind wie Kokons, in deren Luxus sie sich eingesponnen haben, um ihn selten zu verlassen. Sie mißtrauen modernen Erfindungen. Im Zeitalter des Diktaphons und der elektronischen Buchungsmaschinen stehen sie, königliche Kaufleute, die sie immer waren, vor den Schreibpulten ihrer Großväter und führen ihre Korrespondenz mit der Hand. Sie hören nicht auf, Millionen zu verdienen, obwohl sie die Praktiken neuzeitlichen Jobbertums verachten. Sie fahren fort, den schweren roten Beaujolais ihrer Vorfahren zu trinken. (S. 7)

An anderer Stelle spricht er zusammenfassend von den »trüben Jahren« seiner Kindheit. Sie hingen auch damit zusammen, dass sein Vater einen Bruch mit der Familientradition herbeigeführt habe. Er hatte

das Leben in ihren bigotten Zirkeln nicht ertragen können. Als junger Mensch war er davongelaufen, um auf eigene Faust Medizin zu studieren.

Nach bestandenen Examen ging er in die Kolonien und widmete sich der Erforschung gewisser Eingeborenenseuchen. Als Entdecker der »Spirochaeta Grey« ist er – dies nur nebenbei – in die Handbücher der Tropenmedizin eingegangen. Aber sein Clan vergaß ihm die Flucht nie. Er galt in ihren Augen weniger als ein Verbrecher; denn ein Verbrecher steht noch im Gesetz seiner Kaste. Er dagegen war ein Abtrünniger, den sie schnell und schweigend ausstießen. Dies war ihre Rache, die ihn, wenn er es sich auch nie eingestand, letzten Endes zerbrach. Hinzu kamen Verleumdungen, ein Kolonialskandal, den mißgünstige Rivalen schürten, um ihn zu ruinieren. Er verfiel der Sucht und fand schließlich als Laborant im Garnisonshospital von Sidi-bel-Hircheim einen Unterschlupf.

Hier, in der berühmten Truppenschleifmühle am Rand der Wüste, kam ich zur Welt. Meine Mutter, Kellnerin im Offizierskasino, starb bei meiner Geburt. Mein Vater dang eine Berberin, die mich aufzog. Ich erinnere mich an die Gier ihrer Augen und den Streifen aschgrauen Flaums über ihrer Oberlippe. (S. 8)

Auch bei Greys nächster Lebensstation – er wird im Kloster der »Damen vom heiligen Herzen Jesu« aufgezogen – wird er sich seines Außenseiterstatus bewusst. Da sein Vater »nicht als gesellschaftsfähig galt« und fast alle Abende in der Bar eines Kasinos verbrachte, habe sich die ihm entgegengebrachte Verachtung auf seinen Sohn übertragen. Von den Spielen seiner Mitschüler sei er ausgeschlossen worden.

Um Thomas' Leben in geordnete Bahnen zu führen, sprich: aus ihm einen erfolgreichen Kaufmann zu machen, wird er von seinem Onkel Bernard und seiner Tante Teresa adoptiert: »Ich war froh, Sidi-bel-Hircheim verlassen zu dürfen. Antares nahm in meiner Phantasie die Konturen einer Märchenstadt an, die mich für alles entschädigen würde, was ich in Sidi-bel-Hircheim an Demütigungen erlitten hatte.« (S. 10)

Doch auch im düsteren, hochherrschaftlichen »Palazzo der Grey« findet Grey kein Zuhause. Seine bigotte Tante diffamiert ihn als »afrikanischen Lustknaben« und will ihm mit immer neuen Methoden jedes fleischliche Verlangen austreiben. Sein erstes Souper im Hause der Greys ähnelte einer »Schwurgerichtssitzung«.

Für meine Verwandten war ich nichts anderes als ein kleiner Bastard. Obwohl man sich Mühe gab, so zu tun, als sei ich ein legitimes Mitglied des Clans – denn man hatte mich wohl nur aufgenommen, weil es um die eigene Nachkommenschaft nicht zum allerbesten bestellt war –, war es schlechthin unmöglich, alle Gesten und Bemerkungen zu unterdrücken, die mich an die Fragwürdigkeit meiner Herkunft erinnern mußten. (S. 23f.)

Seine Tante erzieht ihn mit puritanischer Strenge. Unter anderem bespitzelt sie seine Lektüre. Sie schickt ihn, »ohne Rücksicht auf meine schwache Gesundheit«, zu religiösen Exerzitien und bewacht ihn »wie einen Fürsorgesträfling«. »Das Dunkel meiner Geburt, die koloniale Bohème meiner Kindheit schienen ihr Grund genug, mich immer wieder strengen Verhören zu unterziehen.« (S. 24) Um die Erregbarkeit seiner ausschweifenden Phantasie einzudämmen, verfällt sie auf den Gedanken,

über meinem Bett eine jener Höllenszenen anbringen zu lassen, die in finster glühenden Farben Interieurs aus der Folterpraxis des Bösen zeigten. Wenn sie vor dem Zubettgehen mit mir betete, unterließ sie nie, einen Blick stumm eifernder Drohung auf das infernalische Panorama zu werfen, wo grinsende Marterknechte arme Sünder auf glühenden Rosten schmorten. (S. 28)

Die Erziehungsmethode entfaltet jedoch nicht die gewünschte Wirkung. Im Gegenteil: Grey studiert fasziniert die Gesichter der Verdammten und bringt auch dem barbarischen Treiben der städtischen Unterschicht Interesse entgegen.

Damals begann ich, mich für die Bilder der Bosch, Breughel, Goya, Callot, Daumier und anderer zu interessieren, Gestalter des Satanischen, des Bösen und Sadistischen, Meister einer höchst raffinierten und sublimen Kälte, die gerade in den Szenen fleischlicher Tortur ihre teuflischsten Triumphe feierte. Diese unmenschliche Kälte offenbarte in fast allen Fällen einen deutlichen Zusammenhang mit dem Geist der Maschine. Breughel und Bosch zumal entwickelten eine technische Phantasie, welche die Schöpfungen moderner Konstrukteure oft weit in den Schatten stellten. (S. 29)

Sein Interesse an kybernetischen Maschinen hat hier einen ersten Ursprung. Noch ein weiterer Zug tritt bei dem Jungen zutage, seine Schwärmerei für »weibliche Erotismen«. Das Interesse ist gegenseitig. Scharen junger Mädchen aus den proletarischen Schichten werfen ein Auge auf ihn und rufen ihm »obszöne Kosenamen« zu. Im »Elternhaus« selbst frönt man einer speziellen Form sexueller Vergnügungen, die darin gipfeln, dass Männer in Fischkostümen hocherotische Balztänze aufführen. »Das psychologische Klima im Hause Grey war in der Tat hocherotisch; das wußte ich damals allerdings nicht« (S. 51):

Es war Sublimation; Verwandlung; Hinaufzüchtung der simplen Sexualität in reine Ästhetik. ... Reichtum erschien ihnen nicht darum begehrenswert, weil er Macht verlieh, sondern weil er sie vor den Belästigungen ihrer Frauen schützte. Sie kauften sich mit Villen, Luxus-Jachten und den neuesten Kreationen der Automobil-Industrie los. Ihre Clubs waren virile Vereinigungen mit einem leisen Hauch homoerotischer Exklusivität, ohne daß sie Verfehlungen gegen die öffentlichen Sitten im Sinne gehabt hätten. (S. 52f.)

Thomas wird auch Gegenstand der Begierde einer jungen vornehmen Dame, die ihn ins Kino mitnimmt, was seine Fantasie erneut entflammt:

Wir gingen in die »Alhambra«. Dieses Lichtspielhaus lag im verkehrsreichsten Teil der Cité, zwischen dem Justizpalast und der Polizeipräfektur. Das Innere glich einer kultischen Arena, umkränzt von goldverstuckten Emporen und rotausgeschlagenen Logen. Als das Licht erlosch und die Leinwand zu flimmern begann, fühlte ich, wie eine magische Verzauberung von mir Besitz ergriff. Dieses Spiel in Schwarzweiß mit seinen lächelnd pantomimischen Gestalten, die ein unsichtbarer Dämon wahllos ins Licht schüttete, die süchtigen Menschenpuppen mit ihren blutleeren, von den Schatten der Leidenschaft gezeichneten Gesichtern, diese Blicke, die sich aufboten wie Krater der Seele, diese erregenden Hände, deren Gebärden wie eine verräterische Schrift durch das Geschehen geisterten, alles das sog mich mit unwiderstehlicher Kraft an. Ich habe diesen ersten Film nie wieder vergessen. (S. 45)

Seitdem habe ihn die Flucht von Assoziation »durchzuckt«, sein

frühes Ergriffensein von den Geheimnissen des Lichts, die mikroskopischen Verzauberungen im Labor meines Vaters, etwa das purpurn wogende Flimmerepithel aus dem Rachen einer Sandviper, die intellektuellen Ekstasen, in die mich die Lektüre gewisser Bücher versetzte, zum Beispiel ein Buch mit dem Titel *Licht und Materie*, das ich auf [des Hauslehrers] Leister Gracqs Nachttisch liegen gesehn hatte, eine Fülle von Vorstellungen, die alle geheimnisvoll aufeinander zugeordnet waren, und die mich etwas von den Zusammenhängen zwischen Sehen und Sünde ahnen ließen. (S. 46)

Anschließend kommt Grey auf eine psychologische Entwicklungsstörung zu sprechen:

Damit meine ich eine Schwäche des Erkennens, eine Störung meines Verhältnisses zur Umwelt. Ich zweifelte, wenn ich so sagen darf, an der Realität der Dinge und Menschen, die mich umgaben. Es kam zum Beispiel vor, daß ich aus dem Schlaf schreckte und mich in eine Welt versetzt fühlte, die mir unbegreiflicher war als eine lunare Landschaft. Was bedeuteten die Ranken auf der Tapete, was die Stuckfiguren an der Decke? Alltägliche Dinge entkleideten sich unvermittelt ihres Sinnzusammenhangs und grinsten mich an wie Fratzen. Ich verwirrte mich in der Welt meiner Wahrnehmung. Ich wußte nicht, warum sie so war, und welcher Sinn sich dahinter verbarg, daß ich, der ich mich selbst nicht verstand, da war, um sie so, wie sie sich darstellte, wahrzunehmen.

Dieses Gefühl der Daseinsverfremdung reichte in frühe Kindheitstiefen zurück. Eigentlich sind die Jahre in Sidi-bel-Hirchem dafür entscheidend gewesen. (S. 56)

Das gelte auch für gewisse intellektuelle und ästhetische Erlebnisse, die seinen Geist in eine sonderbare Richtung gedrängt hätten:

Diese Richtung ist schwer zu bezeichnen. Ich möchte in ihr jene Neigung erblicken, die mich dazu anhielt, meine Seele nicht mit menschlichem Erfahrungsstoff zu nähren, sondern mit intellektuellen Erregungen und geistigen Ekstasen. Wenn ich als die Reife eines Menschen die Fähigkeit

bezeichne, fremden oder eigenen Erfahrungsstoff in sich aufzunehmen, daran zu wachsen und aus solchem Wachsen heraus einen gewissen Reichtum zu entwickeln, der auf andere ausstrahlt, dann bin ich gewiß kein reifer Mensch. Ich muß mich sogar einer gewissen Kontaktschwäche für schuldig halten. Aber eben diese Kontaktschwäche, diese narzistische Selbsteingesponnenheit hat in mir eine Sensibilität für intellektuelle Erlebnisse, für das Drama der Erkenntnis, für die Subtilität des Geistes und seiner Methoden der Weltbewältigung, für alle Reizstoffe, die weniger aus dem Emotionalen als aus dem Intellektuellen kommen, erzeugt, daß ich, weit davon entfernt, mich normal empfindenden Menschen gegenüber für unterlegen zu halten, sogar einen gewissen Hochmut entwickelt habe. (S. 56f.)

Im Labor seines Vaters eignet er sich bei bestimmten Versuchsanordnungen ein »mehr traumhaftes Wissen« an, das bei ihm ein heimliches Überlegenheitsgefühl auslöst und andererseits einen »selbstquälerischen Rausch« (S. 59) herbeiführt, der im Roman ausführlich beschrieben wird.

Mit 16 Jahren hat Grey sein erstes wirkliches Liebeserlebnis mit der zarten Alberta, einem später berühmten Model. Mit einer Kutsche machen sich beide zu ihrer ersten Liebesnacht in einer billigen Absteige auf. Thomas führt bezeichnenderweise Paul Valerys Gedichtband *Narcisse* mit sich. Alberta weiß, dass das Liebesglück nicht von Dauer ist. Sie hält Thomas vor:

Ich müßte dich hassen, aber ich werde dich nie vergessen, Thomas. Das hast du fertiggebracht. Du bist so schwach, so hilflos und so feige, und doch hast du den verwegenen Mut gehabt, ein Mädchen aus dem Weber-Viertel in die Parks, in die Büsche, in die Cafés und in die Absteigespeunken zu führen, um sie mit Gedichten zu unterhalten. Wenn ich das jemandem erzählen würde, hielte er mich für verrückt. Du bist ein Genie, Thomas. (S. 78)

Und:

Oder warst du rücksichtsvoll, weil du dich selbst in einer Rolle sehen wolltest, in der Rolle des tragischen Liebhabers? Du beugtest dich wie

Narziß über einen Spiegel und verliebtest dich in dich selbst. Dein Spiegel waren der Klang der Gedichte und die Unmöglichkeit unseres Verhältnisses. Du hast dich daran berauscht. Wärst du ein wenig rücksichtsloser gewesen, hätte ich dich vielleicht geliebt und später vergessen. So aber kann ich dich nicht lieben und nicht vergessen; ich hasse dich, du schöner Strizzi, du Millionärssohn mit dem zarten Gewissen! (S. 79)

Bald darauf beginnt Thomas ein mehrsemestriges Studium an der Textilhochschule in Morly. Neben »nützlichen Dingen« über die Mechanik von Webstühlen vertieft er sich in die Weltliteratur. Er liest Buddha, Nietzsche, Kierkegaard und Bergson. »Ich frönte geistigen Orgien und glaubte – immer noch von meinem Gehorsamskomplex besessen – mir diese Erregungen durch das brave Verdauen textilkundlichen Kauderwelsches verdient zu haben.« (S. 80) Besonderen Eindruck macht die Lektüre von Blaise Pascals *Gedanken* (1669) auf ihn. Sie

fiel mit dem Zeitpunkt des ersten ahnenden Begreifens meines existierenden Ich zusammen. Ich sah die Widersprüche meiner eigenen Natur in dem barocken Denker zu verletzlicher Größe gesteigert; ich war zugleich fasziniert und erschüttert. ... Mathematik und Mystik: die Geschmeidigkeit der logischen Ableitung und die Abgründigkeit der Liebe – er hatte diese Gegensatzpaare wie eine tödliche Krankheit in sich aufgenommen und die Fürchterlichkeit des Nichts an ihnen gemessen.

Pascal gab mir als erster eine klare unerbittliche Vorstellung vom dämonischen Charakter aller Erkenntnis. Er ließ mich die Beziehungen zwischen Erkenntnis und Sünde sehen. Ich wurde empfindlich für diese Beziehungen und lernte, sie aus dem Charakter und der Genialität anderer großer Forscher wiederzuerkennen und zu deuten. (S. 80f.)

Ein weiteres Buch wird für ihn wegweisend, de Barys *Licht und Materie*, das Gedanken Pascals auf der Ebene der modernen Quantenphysik aufgreift. »Ich verstand nicht viel von Quanten und Wellen. Aber ich berauschte mich an der Schönheit dieser exakten Prosa.« (S. 85) Diese öffnet ihm die Augen für die vermeintliche Parallelität von exakter Literaturwissenschaft und literarischer Fiktion. Grey gelangt zu der Anschauung:

Die Mikro-Physik, die Massen-Energie-Formel Einsteins, die aufdämmern- den Erkenntnisse einer Wissenschaft, die sich damals erst in Umrissen abzuzeichnen begann und die man später ›Kybernetik‹ taufte, würden die Stellung des Menschen als soziales und politisches Wesen derartig erschüttern und entwerten, daß sich nationale Leidenschaften oder Kriege ... wie Operettenszenen daneben ausnahmen. (S. 87)

Später heißt es dazu:

Die Poesie war heute Dynamit. Ein Vers bedeutete soviel wie eine Atomgleichung. Ein lyrisches Gedicht war eine hermetische Formel, deren Aufschließung nicht weniger geistige Energie erforderte wie ein mathematisches Theorem. (S. 98)

Und:

Was hatte in mir die Liebe zur Literatur entflammt? Das Buch eines theoretischen Physikers, eines Mannes der mathematischen Abstraktion. Der Fürst de Bary hatte seine Wellenmechanik, die Erkenntnis, daß das, was wir als Stoff, Masse, Materie bezeichnen, sich in gewissen Situationen der Beobachtung auch als Welle, als Form unkörperlicher Energiefortpflanzung offenbaren kann, und daß umgekehrt alle Arten von Wellen, darunter auch das Licht, unter gewissen Umständen in körperhafter Struktur auftreten können, er hatte diese sonderbare Zweideutigkeit, ja gegenseitige Auswechselbarkeit der beiden physikalischen Grundwesenheiten, Licht und Materie, in einer Sprache zum Ausdruck gebracht, die mich zu höchstem Entzücken hingerissen und das Verlangen in mir hatte entstehen lassen, ähnliches zu schreiben, das Streng-Elegante der Mathematik mit der Sensibilität des Lebens und des Geistes zu vereinen, die Glut einer intellektuellen Mystik in eine Sprache von strenger Symbolkraft zu bannen. Pascal, Valery und nun der Fürst de Bary waren meine Führer auf diesem Weg. (S. 98)

In den großen Romanwerken des bürgerlichen Zeitalters, er nennt hier die Autoren Joyce, Proust und Musil, erkennt er eine »gewisse Ähnlichkeit mit den Differentialsystemen der klassischen Physik« (S. 220).

Solche Studien vertrugen sich nicht mit einem Lebensweg, der sich vor Greys Augen abzeichnete: Übernahme der Firma seines Onkels, Gründung einer Familie, Flucht in Luxus, Reisen und ausufernde Lektüre – ein mechanisches Dasein voller »verlorener Jahre«: Er weiß: »Das Geld der Greys würde mich nicht freimachen, sondern versklaven. Ich war plötzlich süchtig nach der Armut eines Intellektuellen.«

Er »brannte darauf, endlich in Sybaris zu sein und in der literarischen Bohème unterzutauchen«. (S. 97) Wie ein »Verfolgter« flüchtet er in die Anonymität der Metropole und schreibt sich dort an der Universität in den Fächern Philosophie, Logik, Mathematik, romanische, anglosaxonische und armagnakische Literatur sowie theoretische Physik ein. Er lebt in äußerster Armut, die er wie eine »Wollust« empfindet. Er liest Joyces *Ulysses* und *Finnegans Wake*, Proust und erneut Bergson. Es erwacht der Wunsch, selbst literarisch tätig zu werden. Zunächst will er einen Roman schreiben, schwenkt dann aber zum »schnöden« Journalismus über, der eine weitere Weichenstellung herbeiführt. Über ihn kommt Grey in Kontakt zu der exzentrischen, frivolen und cholерischen Tänzerin Moira, deren jüngerer Liebhaber er wird, die ihn aushält und mit der er in einem alten Adelspalast lebt. Über sie findet er Zugang zur Künstlerbohème, aber auch zu einem Kreis hoher Militärs und Staatsbeamter. Ein

hochmodernes Milieu somit, Swing, Ringelstrumpf und Kreppsohlen, die ganze Anarchie des Optischen, Magazine, Reklame, Television, die Geste des Staatsmanns, der Sex-Appeal des Stars, Schenkelrevuen, rasender Güterkonsum, hektischer Weltgenuß, Persönlichkeitsverlust, schleichende Zersetzung, Melancholie des Untergangs.⁴

Er wird Teil einer

Gesellschaft von Schiffbrüchigen ..., hypersensibel die einen, die anderen brutal, gequälte Triebnaturen, Dandys der technischen Zivilisation, charmante Snobs, geschmeidige Parasiten, Salonrevolutionäre, Sektierer, machthungrige Militärs, jazzlüsterne Teenager, tanzende Mänaden, ein ... Dschungel gebleichter Einsamkeiten. Etwas Verquältes, eine ziellose Verdrossenheit ist um sie.⁵

Grey setzt das alles zu, es wirft ihn aus dem Gleichgewicht:

Eine schreckliche Überempfindlichkeit gegen alle Formen des Zuviel suchte mich wie eine seelische Nesselsucht heim. Allergische Symptome gesellten sich hinzu: selbst die Luft, diese vom Brodem nächtlicher Lustschreie, fader spermatischer Effloreszenzen, sinnloser Gespräche, verwesender Speisen, ventilierter Warenhausdüfte geschwängerte Atmosphäre, schien mir übersättigt, vergiftet; die Bronchien weigerten sich, sie einzusaugen und erlegten mir die Qualen asthmatischer Krämpfe auf. (S. 108)

Seine ›gestörte‹ Umgebung beschreibt er wie folgt:

Neurosen und Hysterien nahmen überhand. Die Wartezimmer der Kliniken füllten sich mit blühenden Athleten, die halsbrecherische Rennen fuhren, um ihr Herzklopfen zu betäuben; Sportmatadoren, die bis zur Erschöpfung Fußball und Rugby spielten, weil sie nachts nicht schliefen oder von Neurasthenien gepeinigt wurden. Es war die große Zeit, da man Magengeschwüren nicht anders als mit den Mitteln der Tiefenpsychologie und Rheumatismen nur durch hypnotische Behandlung beizukommen glaubte. Sekten und Meditationsclubs schossen aus dem Boden. Östliche Mystik feierte Triumphe. Das Christentum besann sich auf die Kräfte der Gnosis und Verinnerlichung, die unter dem Dogmenschutt schlummernten. Die Große Sanduhr der Geschichte schien im Begriff umzukippen. In eben dem Augenblick, da Asien sich die Früchte der westlichen Veräußerlichung angeeignet hatte und im Begriffe stand, sie gegen den Okzident zu kehren, suchte man hier das Heil in den Lehren der östlichen Meditation, der Askese, der Sühne für die Sünden vergangener Jahrhunderte. (S. 189)

An anderer Stelle heißt es:

Wir leben, ohne daß wir es bemerken, im psychisch-ästhetischen Chaos. Dieses Chaos ist eine Frucht des kulturellen Luxurierens, und so darf man denn ruhig das ketzerische Paradoxon aussprechen, daß uns das Übermaß der technischen Zivilisation dem menschlichen Urzustand, der primitiven Barbarei näher gebracht hat, als wir es in den letzten fünftausend Jahren je gewesen sind. (S. 443f.)

Aus der Fülle der Personen ragt die blinde Giselle hervor, eine weitere ätherische Feenfigur, die Tochter eines sektiererischen Vaters, in die sich Grey verliebt. Eine zweite Zentralfigur ist der prominente Atomphysiker Prinz de Bary, dessen Forschungen – und hier nimmt der Roman immer stärker Züge eines Spionagethrillers an – für die Entwicklung der Atom-bombe von evidenter Bedeutung sind. In seinem kybernetischen Labor des Universitätsinstituts für theoretische Physik laufen die weiteren Fäden zusammen. Hier findet Grey eine unbezahlte Assistentenstelle, und hier wird ihm deutlich, wie die »Kaste der Wissenden« immer mehr ins Fadenkreuz der Macht – repräsentiert durch die brutale Spitzel-Organisation »Amt für strategische Informationen« – gerät und zu deren Komplizin wird, zu, wie es heißt, »Sklaven der Manager« (S. 199) und »Huren der Politik« (S. 249). Nahezu alle großen Themen der Zeit, von der Atomphysik über die Psychoanalyse, Psychologie, Medizin, Gen-manipulation, Informationstechnologie, Ethik, Politik, Religion bis hin zur Esoterik (Lichtmystik), werden im Roman verhandelt. Auch die Käuf-lichkeit von Kunst, die zu einem Spielball der Reichen und Mächtigen bzw. deren Amüsement geworden ist. Nach drei Jahren Aufenthalt in der Stadt gelangt Grey zu dem nüchternen Fazit: »Noch nie hatte ich so ... die Verlorenheit meiner Existenz gespürt.« (S. 107)

Halt gibt ihm sein persönliches Verhältnis zu de Bary, bei dem er so hoch in Gunst steht, dass dieser ihm einen Koffer mit geheimen Manu-skripten anvertraut. Jene Dokumente wollen der Geheimdienst und der skrupellose, »luziferische« Forscher Tzessar um jeden Preis in ihren Besitz bringen. Grey ist plötzlich eine wichtige Figur für den »Staats-schutz«, der ihn wissen lässt: »Ich brauche Sie und de Bary. Es geht um die Zukunft der Demokratie.« (S. 460)

Mit Tzessar, der als »neuer Faust« beschrieben wird, für den die »Bombe ... nur ein lächerliches Nebenprodukt, ein Kinderschreck für die psychologische Kriegsführung« (S. 466) sei, führt Grey ein Streit-gespräch über ein Kernproblem des Romans, die Verantwortung des Wissenschaftlers im Atomzeitalter. Grey:

»Man hätte nicht mit der Physik des Atomkerns beginnen sollen, ehe man eine gültige Physik der Seele besaß.«

Er sah mich verblüfft an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Nicht mehr und nicht weniger, als daß der Mensch in moralischer Hinsicht noch nicht reif genug ist, um mit dem Feuer der Sterne zu spielen. Die Schuld der Physiker besteht darin, die Gesellschaft vor Möglichkeiten der Energieentfesselung gestellt zu haben, denen sie heute noch nicht gewachsen ist ... Noch immer ist der Mensch das UNBEKANNTE WESEN ...«

»Hören Sie doch auf mit Ihrer moralischen Schauerromantik! Das sind doch alles Sentimentalitäten! Glauben Sie denn, daß meine Kollegen und ich die Greuel eines Atomkrieges nicht ebenso verabscheuen wie Sie? Sie haben die Humanität nicht gepachtet! ...«

»Sie sind noch ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, der Aufklärung. Ich höre Ihre Stimme zugleich mit den Stimmen Voltaires, Lessings, Humboldts und Pasteurs. Aber diese Stimmen eines wissenschaftlichen Idealismus sind nicht mehr die Stimmen, die uns not tun. Sich auf sie zu berufen, ist schlechte geschichtliche Parodie, ein melodramatischer Anachronismus, hinter dessen verstaubter Fassade ein Dämon grinst ... Auch die Firmen, die die Gaskammern und Verbrennungsöfen für Kniebolo lieferten, setzten ihren ganzen technischen Stolz darein, Präzisionsarbeit zu leisten, alles im Namen der Wissenschaft, nicht wahr?«

Sein Gesicht verdüsterte sich. Etwas Verbissenes und Feindseliges trat in seine Augen.

»Was sollen wir denn tun? Sollen wir streiken? Glauben Sie denn wirklich, eine Weigerung dieses oder jenes Wissenschaftlers, an der Entwicklung der Atomwaffen mitzuarbeiten, könne diese Entwicklung ernsthaft aufhalten?« ...

»Sie sind ein hoffnungsloser Idealist«, sagte Tzessar. Etwas Brutales war jetzt in seiner Stimme. »Leuten wie Ihnen sollte man die Laboratorien sperren. Wer nicht fähig ist, sich von einem Problem mit Haut und Haaren verschlingen zu lassen, ja, von ihm besessen zu sein wie eine mannstolle Jungfrau des Mittelalters von ihrem Sukkubus, der ist nicht wert, den Namen eines Wissenschaftlers zu führen. Es ist unsere Aufgabe, dem Menschen die Herrschaft über die Materie zu sichern.« (S. 398-401)

Grey muss sich sagen lassen: »Die Welt lebt heute vom Verrat« (S. 388), was ihn einmal mehr an seinen hohen Idealen zweifeln lässt. Hinzu kommen persönliche Konfliktmomente, denen er kaum gewachsen ist. Die Bedienstete seiner Gönnerin Moira beschreibt ihn als »im Grunde ...

gute[n] Jungen«, dem aber negative Eigenschaften anhafteten: »[I]ch habe nie jemanden gekannt, der Wohltaten mit einem selbstverständlicheren Egoismus kassiert hätte wie Sie.« (S. 179) Sie bittet ihn, der allmählich »dem Sohnesstadium« entwachse, Moira nicht durch Undank zu demütigen. Andere Personen fällen ein ähnlich kritisches Urteil über Grey, bezeichnen ihn als Melancholiker und eitlen, »träumenden Narziß«, was bei Grey Selbstzweifel auslöst:

War ich ein Ungeheuer, ohne es zu wissen, ein Blaubart der Quantenphysik? Sah nicht alles danach aus, als müsse in der narzißtischen Aura, die ich verbreitete, jedes Gefühl, jede Zuneigung sterben? Was war mit meinen Freunden, meinen Bekannten von der Fakultät? Hatte ich mich nicht, nach einer kurzen Phase des Kontakts, von allen wieder abgekehrt? Sie hatten sich zerstreut, wie sich die Gefährten meiner Kindheit wieder zerstreut hatten. Sidi-bel-Hircheim, Antares, Morly, Sybaris: wo ich auch war, nirgendwo hatte ich eine Seele, ein Fleckchen menschlichen Humusbodens zurückgelassen, worauf ich mich hätte ansiedeln können. Das Gespenst der Verfemung jagte mich durch die Nacht. (S. 333)

Ich hatte von der Droge des absoluten Geistes gekostet; ich war süchtig auf die Mysterien des Intellekts gewesen und hatte den Monsieur Teste des Herrn Valery imitieren wollen. Ich hatte eine lebende Ordnung mit Füßen getreten, und was hatte ich dafür eingetauscht? Ich wußte es nicht. Die Mänaden dieser Stadt begannen mich zu verfolgen. (S. 334)

Sein härtester Kritiker ist sein früherer Hauslehrer, der in Sybaris als Schriftsteller Karriere gemacht hat:

Auch Sie, Thomas, sind ein seelischer Masochist. Bitte, bleiben Sie jetzt ruhig; Ihr Aufbegehren ist ohnehin nur Komödie. In Ihrem Innern wissen Sie, daß ich recht habe. Und Sie genießen sogar, daß es so ist. Das gehört zum Bild des seelischen Masochismus. Ich kenne einige Ihrer Mädchen- und Frauenaffären. Sie haben das unglückliche Talent, Ihre Geliebten so zu demütigen, zu quälen, und zwar zu quälen mit einer geheuchelten Ahnungslosigkeit, einer gekünstelten Naivität, daß zum Schluß der Bruch unabwendbar wird. Und um diesen Bruch geht es Ihnen ja; Sie wollen

ihn natürlich nicht bewußt. Sie verstehen es, sich selbst durch allerlei raffinierte Manöver darüber zu täuschen, daß Ihr eigenes Unbewußtes es ist, das die Tragödie will. Und dann, wenn sie hereingebrochen ist, dann stehen Sie als der verlassene kleine Junge da, als der verwaiste Knabe, den die Mama mit grausamen Armen von sich gestoßen hat. Sie genießen den Pseudo-Heroismus der Einsamkeit, die Wollust des Verstoßenwerdens, den Kitzel des Verkanntseins. Dann kommt das andere Extrem Ihres Charakters zum Vorschein: die geistige Abenteuerlust, der Hochmut der Hagestolzei, jenes: ›Seht, das bin ich, der verlorene Sohn, der Seiltänzer über den Abgründen der tauben Masse.‹ Aber dieses ›Lebe gefährlich‹ ist Ihnen kein legitimes Bedürfnis; es ist nur Pose, die Sie sich selber vormachen. Als Basis Ihrer Seitensprünge ins Unbetretene brauchen Sie die Geborgenheit einer bürgerlichen Heimat; auch die Sphäre des Mütterlichen. Sie haben sie nie gehabt. Sie haben immer danach gesucht, und im Tiefsten nehmen Sie es Ihrem Vater heute noch übel, daß er Sie durch seine Flucht aus den Seidenpalästen zu einem Fremdling gemacht hat. Das, was Ihnen als natürliches Milieu durch Geburt und Herkunft eigentlich rechtmäßig zugekommen wäre, haben Sie durch die Hintertür des Bastards betreten müssen. Diese Wunde wird Ihnen nie heilen. Der Stachel des Außenseiters wider Willen wird Sie immer wieder verleiten, Situationen des Leidens aufzusuchen. Sie werden sich an jeder Frau durch Ihre harmlos-heimtückische Art dafür rächen, daß sie nicht die Mutter ist, die Magna Mater, die Sie ein Leben lang gesucht haben und suchen werden. Denken Sie an Alberta, denken Sie an Yvonne, denken Sie an Moira. Warum haben Sie sich solange an Moiras Börse gehängt? Sie hätten längst finanziell unabhängig sein können. Aber es bereitet Ihnen Lust, die Rolle des kleinen Schmarotzers zu spielen, die Rolle des Muttersöhnchens, das noch nicht flügge ist und nie flügge werden kann. Das ist Ihre Inzestbindung, Thomas; eine Inzestbindung geistiger Art natürlich, die Hohlform, der Negativ-Abdruck eines Ödipus-Komplexes, obwohl Sie nie eine Mutter hatten und Ihren Vater bald verloren ... (S. 345f.)

Nachdem sich de Bary dem Zugriff des Staatsapparats entzogen und auf seinen Landsitz zurückgezogen hat, gibt Thomas seine Tätigkeit im Kybernetischen Institut auf. »Wir waren nur noch Rechenbienen. Der philosophische Aspekt der Kybernetik, der mich anfänglich fasziniert

hatte, drohte in einem Wust öder technischer Routine zu ersticken«. (S. 449) Das seitens der staatlichen Überwachungsabteilung an ihn herangetragene Angebot zur Kooperation lehnt er ab und wird schließlich inhaftiert. Er rekapituliert:

Seit meiner Kindheit hatte ich im Vakuum gelebt. Die Wüste von Sidel-Hircheim war immer noch um mich und würde immer um mich sein. Auch Giselle war nur ein Phantom gewesen, ein Phantom, das mich zuweilen hatte vergessen lassen, wie beziehungslos ich dahinlebte. Ich wußte nichts von ihr; sie wußte nichts von mir. Was bedeutete es schon, daß sie mich zum Zeugen ihrer Beichte gemacht hatte? Wir hatten uns gegenseitig mit unseren Geständnissen betäubt. Drogen täuschten Existenz vor, wenn das Kreisen des Nichts unerträglich wurde. Das Erwachen stand bevor, der Blick der Fremdheit, ein kleines Überraschtsein und ... Scham. (S. 513f.)

Was nur hatte mich in die magische Wüste der kybernetischen Welt gelockt? Die Lust am mathematischen Spiel? Jener letzte Rest prickelnder Ungewißheit, ob diesen Zwitterwesen aus Vakuumröhren und Quarzspeichern nicht doch der Hauch einer Seele zueigen sei? Kaum. Es war etwas anderes. Es war Plato und seine Lieblingsidee, daß die Grundstruktur der Welt mathematisch sei. Auch die Seele. Auch das Gute. Die Mathematik und das Gute: eine Utopie von nie enden wollendem Reiz. Die irrationalsten seelischen Reaktionen: im Grunde auch sie nur hochmolekulare Gebilde, die sich aus mathematisch ableitbaren Elementarphänomenen zusammensetzten. Der Traum der Physiker! Der Traum der Mathematiker! Der Traum der Soziologen! Man baute hochdifferenzierte mathematische Geräte und stellte ihnen die biologische Unvollkommenheit des Menschen gegenüber. Der Mensch sollte lernen, sich vor der Perfektion seiner Geräte zu schämen. Die Scham als Anreiz der Höherzüchtung. Je weniger der Mensch sich selber verstand, desto größer die Faszination des Maschinenmenschen. Denn dieser war durch und durch verständlich; er war verständlich, weil er gemacht war. Und ebenso mußte der Mensch lernen, sich selbst zu machen. Dann würde die Irrationalität aus der Welt verschwinden und der Mensch sich selbst kein Rätsel mehr sein. Kindischer Traum der Techniker und Ingenieure! Die physikalische Welt

mochte mathematisch sein. Es mochte sogar gelingen, die Struktur der Sprache zu mathematisieren. Aber das *Sein*, die Schuld und der Tod lagen jenseits aller Mathematik! (S. 514f.)

Ich würde den letzten Rest meines Ich, dieser fremden, unbekanntem Wesenheit, die ich bin, aufgeben, wenn ich eine falsche Geborgenheit suchte. Meine Heimat ist ein Zwischenreich; jener fahle Streifen Niemandsland, der von zwei Bezirken begrenzt wird; dem der menschlichen Irrationalität und dem der mathematischen Vernunft. Beide Bereiche müssen sich einander immer mehr nähern; die Kluft zwischen den intellektuellen Fähigkeiten des Menschen und seiner sittlichen Kraft muß verschwinden, wenn dieser Planet mit all seinem Leben und all seiner Schönheit weiterbestehen soll. Ich will ein Bürger dieses Zwischenreichs bleiben, um denen vielleicht eine schwache Fackel sein zu können, die sich eines Tages darin ansiedeln werden. Alberta! Ich habe dich verloren, weil mein Narzißmus zu groß war. Moira! Auch dich mußte ich verlieren, weil ich zu schwach war, um die Spannungen deiner Natur zu ertragen. Giselle! Du hast den gewählt, der stärker war als ich. Ich habe nicht einmal die Kraft zum Verräter. (S. 544)

Schirmbeck schuf in seinem vielgelobten Roman⁶ mit der Figur des Thomas Grey einen »komplexen Charakter«, der die Krisenhaftigkeit seiner Epoche auf seismographische Art und Weise verkörpert – ein diffuses Konglomerat aus Erkenntnisdurst, Selbstzweifel, irrationaler Selbstverblendung und einem Hang zur Schizophrenie. Dem Schirmbeck'schen Roman verleiht ein solcher Charakter eine surreal-exotische Note, die nicht zuletzt die Faszination dieses – von der westfälischen Rezeption lange Zeit unterschätzten beziehungsweise sogar totgeschwiegenen – Romans ausmacht. Ein Werk, in dem es um nicht weniger als »Gott und Teufel, Licht und Finsternis, die Gegensätze politischer Systeme, um Kunst und Kommerz, Literatur und Propaganda, Mensch und Maschine« geht – »und all dies ist ja so aktuell wie eh und je«.⁷

Es bleibt ein Paradoxon, dass ausgerechnet ein verblendeter, psychisch labiler Charakter der »Wahrheit« auf die Spur kommt, ohne daraus freilich Nutzen ziehen zu können. Die Zeitumstände hatten sich schon zu sehr dem Negativen zugeneigt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Heinrich Schirrnebeck: *Wie ich mich sehe. Versuch einer Selbstdarstellung*, zitiert nach: *Lesebuch Heinrich Schirrnebeck*. Bearb. von Rolf Stolz. Bielefeld 2014, S. 11.
- 2 Ebd., S. 11f.
- 3 Zitiert nach ebd., S. 161.
- 4 Vgl. Karlheinz Deschner: *Nachwort*, in: *Heinrich Schirrnebeck: Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey*. Wiesbaden 2005, S. 549.
- 5 Ebd., S. 552.
- 6 Es ist vielleicht bezeichnend, dass *Ärgert dich dein rechtes Auge* besonders in England und Amerika rezipiert wurde. Dort rief der Roman eine enthusiastische Reaktion hervor. Er erschien 1960 in englischer Übersetzung und im Jahr darauf in einer separaten amerikanischen Ausgabe. Für den Kritiker Orville Prescott (*New York Times*) war *Ärgert dich dein rechtes Auge* der »geistig anspruchsvollste Roman, den uns Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg, wenn nicht gar seit dem Erscheinen von Thomas Manns *Zauberberg*, bescherte« (*New York Times* vom 15.02.1961, zitiert nach Stolz 2014 (Anm. 1), S. 153). In Deutschland war man hingegen von dem gewaltigen Aufriss, den Schirrnebeck hier bot, schlichtweg überfordert. Es dauerte Jahre, Jahrzehnte, bis man hier die Bedeutung des Werks angemessen zur Kenntnis nahm. Die heutige Forschung hat Schirrnebeck inzwischen vollständig rehabilitiert. Sie würdigt ihn als einzigen deutschsprachigen Schriftsteller, der die revolutionären Veränderungen, die die Naturwissenschaften im vergangenen Jahrhundert bewirkt haben, in sein Werk miteinbezogen habe (vgl. Gerald Funk: *Ästhetik der Abstraktion. Heinrich Schirrnebeck zum 90. Geburtstag*, in: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 15. Bielefeld 2017, S. 302): »Weit intelligenter und überzeugender, befremdlicher und rigoroser als Max Frischs *Homo Faber* (1957), als Dürrenmatts *Die Physiker* (1962) oder auch als Heinar Kipphardts Theaterstück *In der Sache J. Robert Oppenheimer* (1964) steht es – zumindest was die deutschsprachige Literatur betrifft – als solitäre Erscheinung in der literarischen Landschaft der Jahrhundertmitte ...« (Gerald Funk: *Die Formel und die Sinnlichkeit. Das Werk Heinrich Schirrnebecks*. Paderborn 1997, S. 154f.).
- 7 Norbert Schlinkert: *Heinrich Schirrnebecks Roman »Ärgert dich dein rechtes Auge« im Blick der Vergangenheit und Zukunft*, in: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 15. Bielefeld 2017, S. 368.

Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFT OBESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461